

Winfried Müller, Lars-Arne Dannenberg, Edmund Pech, Swen Steinberg: Oberlausitz. Kulturlandschaften Sachsens, Band 4. Leipzig 2011, 192 S., Abb.

In einer fünfbändigen Geschichte Sachsens werden die maßgeblichen Kulturregionen des Freistaates (Sächsisches Elbland, Leipziger Land, Erzgebirge, Oberlausitz, Vogtland) vorgestellt. Die entsprechenden Abhandlungen erscheinen beim Seemann Henschel Verlag (Edition Leipzig) und werden darüber hinaus von der Sächsischen Landeszentrale für politische Bildung publiziert.

Der vorliegende Band 4 ist eine in vier Abschnitte gegliederte umfassende Studie über die oberlausitzische Kulturlandschaft. Bereits in der Einleitung wird durch die Autoren auf die politischen und verfassungsgeschichtlichen Sonderentwicklungen dieser Region verwiesen, die bis ins späte Mittelalter noch ein recht fragiles, unausgereiftes Gebilde war. Die Oberlausitz hat auf dem Weg der Staatsbildung eine besondere Entwicklung – eine ständestaatliche Variante – durchlaufen. Deshalb, so die Autoren, war die Oberlausitz verfassungsrechtlich über viele Jahrhunderte ein eigenständiges und zumindest teilautonomes Staatsgebilde mit einem genau abgegrenzten Territorium und einem eigenen Namen. Zudem spielten hier die Städte eine herausragende Rolle.

Der erste Abschnitt (Lars-Arne Dannenberg) behandelt die Frühgeschichte und das Mittelalter und reicht zeitlich bis zum Jahr 1526, als die Oberlausitz als Bestandteil der Länder der Böhmisches Krone in den Herrschaftsbereich der Habsburger überging. Der erste Landesausbau, der im 9. Jahrhundert begann, wurde durch die Vorfahren der heutigen Sorben ausgeführt, die die ersten dörflichen Siedlungen (Rundlinge) zumeist an Quellmulden und Wasserläufen anlegten. Zahlreiche Ortsnamen der Oberlausitz gehen deshalb auf den frühen sorbischen Landesausbau zurück. Als unter König Heinrich I. im Jahr 929 eine feste Burg in Meißen errichtet wurde, setzte auch in der Oberlausitz der deutsche Landesausbau ein. Zunächst wurden die vorhandenen sorbischen Siedlungen in Burgwarde, kleinräumige herrschaftliche Bezirke, eingeteilt, wobei die zentralen Burgen deutsche Besatzungen beherbergten, die militärische, gerichtliche, kirchliche und administrative Befugnisse ausübten. Im 11. Jahrhundert fiel das Land Bautzen als Lehen an Böhmen, wodurch eine weitere Besonderheit der verfassungsrechtlichen Entwicklung der Oberlausitz eingeleitet wurde: die zeitweilige und wiederholte Zugehörigkeit zu den Ländern der Böhmisches Krone. Unter dem böhmischen König Otakar I. (Přemysliden) wurde zu Beginn des 13. Jahrhunderts auch der Landesausbau in der Oberlausitz vorangetrieben. Das bis dahin bestehende Lehns- bzw. Dienstrecht im Verwaltungssystem wurde durch das Amtsrecht abgelöst; zudem kamen zahlreiche deutsche Siedler in mehreren Wellen in die Oberlausitz, sodass nun neben den vorhandenen sorbischen Altsiedlungen neue Dörfer entstanden, an deren Ausbau sich jedoch teilweise auch die bereits ansässigen Sorben beteiligten. Die Kultivierung des neu besiedelten Landes stand unter der Leitung einiger weniger zugewanderter adliger Familien; einen einheimischen slawischen Adel gab es nicht. Die Gründung der ersten Städte sowie die Errichtung der Klöster St. Marienthal und St. Marienstern rundeten den Landesausbau ab. Gleichzeitig wurde Bautzen zum Zentrum des Oberlausitzer Bischofslandes ausgebaut.

Als die Oberlausitz nach einer kurzen Periode der Zugehörigkeit zum Herrschaftsbereich der brandenburgischen Askanier ab dem Jahr 1319 wieder zu den Ländern der Böhmisches Krone gehörte, wurden besonders die Städte durch die böhmischen Könige (Luxemburger) gefördert. Aufgrund des raschen Aufstiegs der Städte formierte sich im Verlauf des 14. Jahrhunderts ein duales Ständesystem, zu dem die Städte auf der einen und der Landadel sowie der Klerus auf der anderen Seite gehörten. Dieses Ständesystem

entwickelte sich allmählich zum Verfassungsprinzip der Oberlausitz und blieb bis zum Wiener Kongress im Jahr 1815 bestehen. Als Folge des sich verschärfenden Gegensatzes zwischen Landadel und Städten wurde 1346 der Sechsstädtebund der königlichen Städte Bautzen, Kamenz, Zittau, Löbau, Görlitz und Lauban gegründet, der vor allem als Verteidigungsbündnis zur Wahrung der städtischen Interessen diente. Entlang des städtischen Machtbereichs, so der Autor, bildeten sich nunmehr endgültig die Grenzen der Oberlausitz heraus. Erst der Sechsstädtebund hat dem Land seine innere Ordnung und äußere Struktur gegeben. Unter den Luxemburgern erlebte die Oberlausitz auch eine kulturelle Blütezeit.

Mit dem Tod des böhmischen Königs Karl IV. begann ein Zeitraum, der vor allem durch religiöse Unruhen geprägt war. In Böhmen kam es zu kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen den Hussiten und kaiserlichen Truppen und deren Verbündeten, die auch die Städte Kamenz, Löbau, Zittau und Lauban in Mitleidenschaft zogen. Auf der anderen Seite hatte die Lehre des Jan Hus in der Oberlausitz keine merklichen Spuren hinterlassen, obwohl man auf deutscher wie auf päpstlicher Seite ein Eindringen dieser Lehre gerade bei der sorbischen Bevölkerung aufgrund ihrer ethnischen und sprachlichen Verwandtschaft mit den Tschechen befürchtet hatte. Mit dem Ende der Dynastie der Luxemburger geriet die Oberlausitz in heftige Auseinandersetzungen um den böhmischen Königsthron, die auch auf ihrem Boden ausgetragen wurden. Nachdem sich der König von Ungarn, Matthias Corvinus, die Herrschaft über beide Lausitzen gesichert hatte (1471 bis 1490), war die Oberlausitz nach dessen Tod im Jahr 1490 wieder Bestandteil des unter jagiellonischer Herrschaft stehenden Königreichs Böhmen.

Der zweite Abschnitt (Winfried Müller) behandelt die Oberlausitz in der Frühen Neuzeit. Der Abschnitt reicht zeitlich von der Übernahme des böhmischen Throns durch die Habsburger im Jahr 1526, die der Autor als markante Zäsur in der Geschichte der Oberlausitz bezeichnet, bis zum Wiener Kongress von 1815 und seinen Folgen. Zunächst wird im Hinblick auf die nun beginnende Habsburger Herrschaftsperiode auf das dem Ständesystem innewohnende Spannungsverhältnis zwischen fürstlichem Herrschaftsanspruch einerseits, den nunmehr die Habsburger verfolgten, und ständischen Mitwirkungsrechten andererseits, die auch in der Oberlausitz eine zentrale Rolle spielten, eingegangen. In den Ständelandschaften Ostmitteleuropas – Böhmen, Mähren, Polen, Ungarn – hatten sich ständestaatliche Varianten herausgebildet, bei denen die Stände starke Mitspracherechte für sich reklamierten. Das traf ebenso auf die Oberlausitz zu, wobei dort die Städte, nicht der Adel, die dominierende Kraft waren. Aufgrund der starken ständestaatlichen Ausprägung dieser Landschaften waren Konflikte zwischen den zentralistischen Herrschaftsbestrebungen des Königtums und den Ständen nahezu zwangsläufig.

Die politische Rolle der Städte wurde insbesondere in der Oberlausitz durch ein zunehmendes ökonomisches Gewicht gestärkt. Im 16. Jahrhundert erlebte dort das Textilgewerbe einen enormen Aufschwung. Die Stärke der Städte und die Schwäche der Zentralgewalt spiegelten sich besonders im Zeitraum der Reformation im 16. Jahrhundert wider. Die Entscheidung für oder gegen die Reformation verlagerte sich von der fürstlich-zentralstaatlichen Ebene auf jene der Landstände. Die weltlichen Landstände schlossen sich der neuen Lehre an, während jedoch die vier geistlichen Landstände der alten Kirche treu blieben. Eine Folge dieser Entwicklung war die Beibehaltung der katholischen Kirchenorganisation mit katholischer sorbischer Bevölkerung in zahlreichen Gemeinden im Raum zwischen Bautzen, Kamenz und Hoyerswerda. Die Oberlausitz war nunmehr ein gemischtkonfessionelles Territorium, in dem der grundsätzliche

Widerspruch zwischen einer katholischen Landesherrschaft und den mehrheitlich protestantischen Landständen herrschte.

Der Zerfall der Ständekonföderation und die Niederlage des böhmischen Ständeheers gegen die kaiserliche Armee und die katholische Liga in der Schlacht am Weißen Berg (1620) und die nachfolgende Entwicklung im Verlauf des Dreißigjährigen Kriegs hatten schließlich eine Neuregelung der Stellung der Oberlausitz zur Folge. Im Prager Frieden, der 1635 zwischen Sachsen und dem Kaiser geschlossen wurde, wurden beide Lausitzen auf Dauer dem sächsischen Kurfürsten als erbliches Lehen der böhmischen Krone übergeben. Nun war der sächsische Kurfürst formal der Landesherr, der jedoch die Verfassung und die ständischen Privilegien der Oberlausitz zu respektieren hatte. Außerdem durfte er keine Eingriffe in die Religionsverhältnisse vornehmen. Dieser Aspekt trug dazu bei, dass Sachsen und die Oberlausitz im Zuge der habsburgischen Religionspolitik zu Einwanderungsgebieten für böhmische Exulanten wurden. Der Autor weist darauf hin, dass in der Oberlausitz an der Schnittstelle unterschiedlicher Landesherrschaften und Konfessionskulturen die Schattenseiten jener Epoche – Krieg, Zwangsmigration, Beschränkungen bei der Religionsausübung – ebenso deutlich wurden wie die Chancen – Transfer von materiellen und immateriellen Gütern, Mobilität und intellektueller Austausch, wechselseitige Befruchtung sowie transregionale Vernetzung und Innovation durch Zuwanderung. In der Oberlausitz, wo der ansonsten oftmals übliche konfessionelle Homogenisierungsdruck fehlte, war religiöse Pluralisierung früher als anderswo möglich.

Nach der kurzen Periode der sächsisch-polnischen Union am Ende des 17. Jahrhunderts sowie den beiden ersten Schlesischen Kriegen befanden sich Sachsen und die beiden Lausitzen am Ende des Dritten Schlesischen Kriegs in einer geostrategisch schwierigen Zwischenlage. Der Autor verweist darauf, dass Sachsen und die Oberlausitz nun zwischen dem preußisch-österreichischen Dualismus und dem aufgrund der Gebietszuwächse im Zuge der 1. Teilung Polens näher an die europäische Mitte gerückten Russland zu einer Drehscheibe wurden, auf der sich an der Wende des 18. zum 19. Jahrhunderts die europäischen Großmächte positionierten und ihre Auseinandersetzungen austrugen. Mit dem Ende des Alten Reiches und den Beschlüssen des Wiener Kongresses von 1815 erfolgte schließlich ein tiefer Einschnitt in der Geschichte der beiden Lausitzen. Die gesamte Niederlausitz und ein Teil der Oberlausitz fielen an Preußen, wobei die Festlegung der Grenze ohne Rücksichtnahme auf historisch gewachsene Kirchspiele, Grundherrschaften oder das sorbische Sprachgebiet erfolgte.

Der dritte Abschnitt (Sven Steinberg) behandelt die Geschichte der Oberlausitz von 1815 bis in die Gegenwart. Auch in diesem Abschnitt geht der Autor nochmals auf die einschneidende Bedeutung der Beschlüsse des Wiener Kongresses von 1815 ein. 60 Prozent der Fläche und 40 Prozent der Bewohner der Oberlausitz gingen an Preußen über – neben den Städten Görlitz und Lauban unter anderem auch die freien Standesherrschaften Hoyerswerda und Muskau sowie große Teile kirchlicher Besitzungen des Klosters St. Marienthal. Zudem wurde die preußische Oberlausitz in den Regierungsbezirk Liegnitz eingegliedert und damit verwaltungstechnisch der Provinz Schlesien zugeordnet. Im Gegensatz dazu blieb die territoriale und verwaltungstechnische Kontinuität des sächsischen Teils der Oberlausitz gewahrt. Von der Teilung waren neben der landständischen Verfassung auch andere traditionelle Institutionen wie der Sechsstädtebund betroffen. 1868 versammelten sich die vier sächsischen Städte Bautzen, Kamenz, Zittau und Löbau zum letzten Mal. Der Prozess der staatlichen und verfassungstechnischen Modernisierung in Sachsen führte im 19. Jahrhundert dazu, dass sich die territorial geschwächten Stände der sächsischen Oberlausitz immer weniger be-

haupten konnten. Der Autor stellt heraus, dass die seit dem 17. Jahrhundert bestehende Sonderstellung der Oberlausitz mit der Integration der oberlausitzischen Stände in den Sächsischen Landtag im Jahr 1817 grundlegend angetastet wurde. Zwar behielten sie weiterhin zahlreiche Sonderrechte, aber im Laufe des 19. Jahrhunderts wurde aus der einst eigenständigen Landschaft zunehmend eine Region im Osten Sachsens. Darüber hinaus war die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts von einem immer stärkeren Verlust der Eigenständigkeit geprägt, der sich auch in der zunehmenden Eingliederung der sächsischen Oberlausitz auf Verwaltungsebene zeigte. Das Ende der sächsischen Monarchie bedeutete gleichzeitig auch das Ende der Sonderrechte der Oberlausitz. Mit dem Inkrafttreten der sächsischen Verfassung von 1920 wurden die verbliebenen Privilegien der Oberlausitzer Provinzial-Versammlung abgeschafft. In der stark vom Zentralismus geprägten Periode des Nationalsozialismus sowie der Periode zwischen 1945 und 1989 gab es keinerlei staatlichen Willen, zu einem Ausbau von Partikularrechten der Region zurückzukehren. Die kaum noch gegebene Eigenständigkeit der Oberlausitz war damit beendet und erlebte auch nach 1989 keine Neuaufgabe. Auch die sächsische Verfassung von 1992 enthält keinen Bezug zu dieser Kulturlandschaft.

Nach dieser umfassenden verfassungsrechtlichen Analyse wendet sich der Autor weiteren Aspekten der Geschichte der Oberlausitz zu. Dazu gehören die politische Landschaft in den verschiedenen politischen Systemen vom Ende des 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart, ein kurzer Überblick über das religiöse Leben, eine Darstellung der Wirtschaftsregion Oberlausitz und schließlich ein Einblick in das kulturelle und wissenschaftliche Leben.

Der vierte Abschnitt (Edmund Pech) widmet sich der Geschichte der Sorben in der Oberlausitz vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Unter Bezugnahme auf die Forschungsergebnisse der Mediävistik geht der Autor zunächst auf die Herkunft und Bedeutung der Namensbegriffe Sorben und Wenden ein. Die erste Erwähnung findet sich in der Fredegar-Chronik aus dem 7. Jahrhundert, in der allerdings die dem fränkischen Reich benachbarten Slawen nur allgemein als „Surbi“ (Sorben) bezeichnet werden. In späteren Quellen aus dem 8. und 9. Jahrhundert werden sorbische Stämme erneut erwähnt und deren Siedlungsgebiet an der mittleren Elbe umrissen. Erst in den Aufzeichnungen des sogenannten Bayerischen Geographen aus dem 9. Jahrhundert werden die sorbischen Stämme nach ihrem Siedlungsgebiet aufgelistet, wobei auch die Siedlungsgebiete in der Lausitz genannt werden. Sprachwissenschaftler sind der Annahme, dass die Sorben bereits bei ihrer Einwanderung eine ethnische Gemeinschaft bildeten und dies durch die Eigenbezeichnung „Sorb/Serb“ bzw. „Sarb“ dokumentierten. Im Hoch- und Spätmittelalter haben jedoch die Deutschen alle slawischen Stämme, die im mitteldeutschen Raum siedelten, als „Wenden“ bezeichnet. Die Begriffe Sorben und Wenden werden zum Teil bis in die Gegenwart im Deutschen als Synonyme verwendet.

Für die historische Entwicklung der Sorben war die Begegnung mit dem deutschen Herrschaftsbereich und die sich daraus entwickelnde mittelalterliche deutsche Ostsiedlung ein entscheidender Wendepunkt, wertet der Autor die mittelalterliche Periode. Nachdem sich im 9. Jahrhundert sorbische Siedlungsformen mit zentralen Burganlagen herausgebildet hatten, wurden die Anfänge der Feudalisierung unter den Sorben durch die deutsche Expansion abgebrochen. Auch Autonomiebestrebungen der sorbischen Stämme wurden durch die Einrichtung der deutschen Grenzmarken Meißens und Lausitz zunichte gemacht. Die nachfolgenden deutschen Kolonisationswellen im 12. Jahrhundert legten außerdem den Grundstein für die Ausweitung der deutschen Sprache und Kultur in den östlich der Elbe gelegenen Siedlungsgebieten der Sorben. Dennoch betrug der Bevölkerungsanteil der Sorben an der Gesamtbevölkerung der Oberlausitz nach dem

Abschluss des Landesausbaus im 15. Jahrhundert etwas mehr als 50 Prozent. Auch in den meisten Städten der Oberlausitz, die im 13. und 14. Jahrhundert gegründet wurden, hatten die Sorben einen beachtlichen Bevölkerungsanteil. Kleinere Städte wie Weißenberg, Wittichenau, Hoyerswerda und Muskau galten sogar als „wendische Flecken“.

Die Reformation bedeutete eine wichtige sprachgeschichtliche Zäsur bei den Sorben. Im sorbischen Siedlungsgebiet wurden die Lutherbibel und andere lutherische Schriften auch in die sorbische Sprache übersetzt, sodass sich – wenn auch zunächst in mehreren Varianten – eine sorbische Schriftsprache entwickeln konnte. Darüber hinaus löste die Reformation einen „Bildungsschub“ im sorbischen Siedlungsgebiet aus. An neu entstandenen einfachen Schulen wurde meist die sorbische Sprache angewandt, während talentierten Schülern höhere Bildungswege offenstanden. Der Dreißigjährige Krieg unterbrach jedoch die kulturelle Entwicklung der Sorben; als Folge des Kriegs blieben viele sorbische Pfarrstellen unbesetzt und auch das höhere sorbische Schulwesen erfuhr einen Rückschlag. Die Ausbildung sorbischer katholischer Priester erfolgte ab dem Jahr 1724 am Collegium Pragense (Wendisches Seminar) in Prag, wobei die Einrichtung dieses Seminars eine wichtige Voraussetzung der späteren intensiven sorbisch-tschechischen kulturellen Beziehungen war.

Die politischen und vor allem verwaltungsrechtlichen Veränderungen am Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts hatten auch für das sorbische Siedlungsgebiet einschneidende Folgen. Am Ende des 18. Jahrhunderts war das sorbische Siedlungsgebiet im Vergleich zum 16. Jahrhundert ohnehin auf weniger als die Hälfte geschrumpft. Die territoriale Neugliederung nach dem Wiener Kongress wirkte sich besonders nachteilig für die Sorben aus. Die räumliche Aufsplitterung verhinderte, dass sich die Sorben zu einem festen Ganzen zusammenschließen und ein gemeinsames Kulturzentrum bilden konnten. Der Prozess der Nationsbildung bei den Sorben wurde somit behindert. In den preußischen Landesteilen kam es zudem zu Einschränkungen im Gebrauch der sorbischen Sprache. Doch auch in der sächsischen Oberlausitz erfolgte in der zweiten Hälfte des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts die allmähliche Zurückdrängung der sorbischen Sprache an den Schulen.

Der Prozess der „nationalen Wiedergeburt“, der sich im Verlauf des 19. Jahrhunderts bei den slawischen Völkern in Ostmittel- und Südosteuropa vollzog, gab auch dem sorbischen nationalen Erwachen wichtige Impulse. Die daraus entstandene sorbische Nationalbewegung hat vor allem in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts versucht, weitreichende nationale und kulturelle Forderungen durchzusetzen. Die Aktivitäten und Forderungen der sorbischen Vertreter haben schließlich dazu geführt, dass in der Weimarer Republik größere Spielräume bei der Anwendung der sorbischen Sprache und mehr Entfaltungsmöglichkeiten im kulturellen Leben der Sorben entstanden. Zudem enthielt die Weimarer Verfassung einen Passus zum Minderheitenschutz (Artikel 113), der den Sorben hinsichtlich des Gebrauchs der Muttersprache zugute kam.

Die Zeit des Nationalsozialismus, vor allem die Versetzung eines beträchtlichen Teils der sorbischen Elite sowie das weitreichende Verbot der sorbischen Sprache und Kultur in der Öffentlichkeit, fügten den Sorben jedoch schwere materielle und ideelle Verluste zu. Die sorbische Sprache büßte vor allem unter der jungen Generation in vielen Gebieten der Lausitz ihre Kommunikationsfunktion ein.

Der Wiederaufbau des sorbischen Kulturlebens gestaltete sich in der Nachkriegsphase recht schwierig. Viele Zugeständnisse mussten den Behörden erst nach langen Verhandlungen abgerungen werden. Zudem zeigten sich in der Minderheitenpolitik der SED nach 1948 Schwankungen und Unwägbarkeiten. Der Autor verweist auch auf widersprüchliche Entwicklungen im Schulwesen bis zum Jahr 1989, die dazu führten, dass

der Gebrauch der sorbischen Sprache teilweise nur unzureichend gewährleistet wurde. Auch die Wirtschaftsentwicklung (Forcierung der Braunkohlenindustrie) wirkte sich negativ auf die sorbische Substanz aus. Eine kurze Darstellung der wichtigsten Entwicklungen ab dem Jahr 1989 und eine Skizzierung des aktuellen Standes bei der Erhaltung und Förderung der sorbischen Sprache und Kultur schließt diesen Abschnitt ab.

Insgesamt gesehen ist dieser illustrierte Band eine fundierte und zugleich komplexe Abhandlung der historischen Entwicklung der Oberlausitz. Die Besonderheiten dieser Region, insbesondere territoriale, verfassungsrechtliche und verwaltungstechnische Aspekte sowie die Schwerpunkte der Geschichte der Sorben, wurden sehr gut herausgearbeitet, eingeordnet und gewertet.

Jörg Kracik

Dietrich Scholze/Franz Schön (Hgg.): Jakub Bart-Ćišinski (1856–1909). Erneuerer der sorbischen Literatur/Wobnowjer serbskeje literatury. Sammelband der internationalen Konferenz zum 100. Todestag des Dichters. Bautzen und Panschwitz-Kuckau, 15.–17. 10. 2009. Domowina-Verlag: Bautzen 2011 (Schriften des Sorbischen Instituts/Spisy Serbskeho instituta; 54), 333 S.

Aus Anlass des 100. Todestags von Jakub Bart-Ćišinski veranstaltete das Sorbische Institut im Oktober 2009 eine internationale und interdisziplinäre Konferenz, auf der Literatur- und Sprachwissenschaftler sowie Historiker aus Deutschland, Finnland, Polen, Tschechien und der Ukraine neue Forschungsergebnisse zu Leben, Werk und Wirken des Dichters vorstellten. Sie sind in dem vorliegenden Sammelband – überwiegend auf Deutsch – veröffentlicht. Damit können spürbare Lücken in der bis jetzt erschienenen Forschungsliteratur geschlossen werden. Zugleich werden wertvolle Anregungen für eine weitere wissenschaftliche Beschäftigung mit Bart-Ćišinski und seinem Schaffen geboten. (Allen Beiträgen folgen zwei anderssprachige Zusammenfassungen, von denen eine jeweils in Englisch abgefasst ist.)

Bart-Ćišinski war, wie die Herausgeber in ihrer Einleitung hervorheben, „nach Handrij Zejler, dem Begründer der sorbischen Literatur, der zweite große Dichter der Sorben und wurde Mitte des 20. Jahrhunderts zu ihrem Klassiker. Er schuf den Roman und das Drama, verlieh der Lyrik gedankliche Tiefe und ein hohes sprachliches Niveau. Zugleich trug er in nicht geringem Maße zur Herausbildung der modernen obersorbischen Schriftsprache bei. Mit seinem vielseitigen Werk eröffnete er der sorbischen Kultur den Weg zur europäischen Moderne des 20. Jahrhunderts.“ (S. 11) In 23 Beiträgen, die den drei Themenkomplexen „Dichtung“, „Sprache“ und „Beziehung zur Welt“ zugeordnet sind, wird der Bogen gespannt von Analysen zur Lyrik Bart-Ćišinskis bzw. literaturwissenschaftlichen und literaturgeschichtlichen Fragen über sprachwissenschaftliche Probleme bis hin zu religions-, beziehungs- und rezeptionsgeschichtlichen Studien.

Das Kapitel „Dichtung“ wird von Walter Koschmal (Regensburg) eröffnet. Dieser stützt sich in seinem Beitrag „Ćišinski über Ćišinski. Zur poetologischen Selbstreflexion des sorbischen Dichters“ auf dessen letzten literarischen Text „Posledni naćisk basnje“, der Apokalypse und Apotheose zugleich sei. Mit Ergänzungen aus anderen eigenen Gedichten bemühe sich der Dichter um eine Versöhnung mit seinem Volk, das seine Werke stets unterschätzt, sie weder gelesen noch geliebt habe, was dazu führte, dass er sich in diesem Spannungsfeld als Verfolgter, als Märtyrer, ja als Messias der sorbischen Literatur fühlte. – Ein Höhepunkt in der Ćišinski-Forschung ist die Gesamtausgabe der